



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Haarhaus, Julius R.: Der Marquis von Marigny : eine Emigrantengeschichte  
: (Fortsetzung). 7

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Vaters Pfeil  
Sieg mir am Leben hart vorbei, und ich  
Hab nicht gezittert.

In dem Falle hätten Shakespeare und Goethe den echten, natürlichen Ton auch nicht besser treffen können.

Ja, warum stehn denn die Jungen, die sich beim Seiltänzer, beim Akrobaten und im Zirkus durch Brauchbarkeit, Findigkeit und Schliff auszeichnen, auf der Bühne hinter den Mädchen zurück? Vielleicht sind sie, wo es sich um Papageienkünste handelt, weniger gelehrig als die Mädchen, vielleicht sind in dem Alter, das hier in Frage kommt, die kleinen Mädchen geistig reifer als die Jungen, vielleicht gibt es in diesen Jahren für einen tüchtigen Jungen andre, stetigere oder einträglichere Verwendung, vielleicht hat das Publikum, das man nicht nach sich beurteilen darf, und für dessen Geschmack vielmehr die den größten Absatz findenden süßlichen Chromolithographien bezeichnend sind, mehr Freude an einem zarten elfenartigen Wesen als an einem etwas rüpelhaften Jungen. Tatsache bleibt es, daß man, statt einen verben Jungen zu dressieren, dem die Rolle zu Gesicht stünde, ein entzückendes kleines Mädchen, dem man, wenn es in Titaniass Zuge erschiene, jede beliebige Sorte von Flügeln zutrauen würde, mit der Rolle eines Schlingels belädt, der ganz gewiß bis tief hinein ins Schächental bei dessen kleinen Bewohnern für seine festen „Gungse“ bekannt war.

In Trauerspielen und Dramen — von Opern und Balletts ist hier nicht die Rede — haben die weiblichen Pagen immer etwas unwahrscheinliches und oft etwas komisches, sie mögen stumm oder mit kleinen Meldungen betraut sein. Niedlich sind sie ja immer, und wenn in Leipzig der nette kleine Page, der im fünften Akt der Maria Stuart der Königin Elisabeth über seine Sendung zu Leicester und Burleigh Rede und Antwort zu stehn hat, vor jedem Absatz seiner kleinen Rolle mit dem Köpfchen nicht wie ein Huhn, das einen allzulangen Regenwurm nicht recht verschlucken kann, so müßte man, wenn man das nicht hübsch finden wollte, ein hartgesottner Menschenfeind sein. Aber einen wirklichen Pagen vor sich zu haben, glaubt weder die Königin noch der bösigste Schusterjunge ganz oben im Paradies. Und doch machen sich gutdressierte Bürschchen als Pagen ganz gut, man sehe sie sich nur z. B. in Berlin im Weißen Saale an, und die allerdurchlauchtigste Schleppe lassen sie mit keinem Blick aus den Augen, denn wenn sich — was ebenso undenkbar ist, wie daß in Dresden eines schönen Morgens August der Starke in langen Hosen neben seinem keine Lançade machenden Pferde stünde — Majestät beim Verlassen des Thrones umsehen müßte, um die beiden jungen Herren an ihre Pflicht zu erinnern, so gäbe es einen Urlaubsabzug, den abzubüßen sogar Methusalems Alter nicht ausreichen würde.

(Schluß folgt)



## Der Marquis von Marigny

Eine Emigrantengeschichte von Julius R. Haarhaus

(Fortsetzung)

7



ie so unglücklich verlaufne Flucht des Königs, seine Verhaftung in Varennes und seine Gefangenschaft in den Tuileries hatten dem Brande der Revolution neue Nahrung gegeben. Die klägliche Rolle, die Ludwig der Sechzehnte bei den Ereignissen des 20. und 21. Juni gespielt hatte, mußte das Selbstbewußtsein seiner Feinde stärken, und was noch schwerwiegender war, sogar bei seinen Anhängern Zweifel erwecken, ob das monarchische Prinzip noch stark genug sein würde, sich von diesem Schläge zu erholen. In jenen Tagen wurde zum erstenmal der Ge-

danke an eine völlige Beseitigung des Königtums laut, anfangs zaghaft und verblümt und ohne daß man seiner Tragweite bewußt war, dann immer deutlicher und herausfordernder. Der Pöbel, der vor allem neuen zuerst erschrickt, ihm bald darauf aber um so begeisterter huldigt, griff die Idee einer Republik um so begieriger auf, als sich die Journale, die jetzt wie Pilze emporgeschossen, zur vornehmsten Aufgabe machten, auf die Zeiten der römischen Republik als eine Periode der allgemeinen Glückseligkeit, der Menschlichkeit und der Tugend hinzuweisen. Und weil das Volk im dunkeln Bewußtsein seiner Urteilslosigkeit des Glaubens an Autoritäten bedarf und sich bei seinem Tun gern an Namen klammert, mit denen es einen unklaren Begriff verbindet, so beschloß es die feierliche Überführung der Gebeine Voltaires aus der stillen Gruft von Scellieres nach dem Pantheon. Der Staub des großen Spötters, aufgebahrt im Heiligtum der Revolution, sollte dem Kampfe gegen Despotismus und Hierarchie die Weihe der Philosophie geben. Nicht als ob die Fanatiker der Freiheit und der Gleichheit einer Rechtfertigung vor sich selbst bedurft hätten! Aber sie sahen die Augen der ganzen Welt auf sich gerichtet und hielten es für nötig, die Völker durch Entfaltung eines theatralischen Pompes zu blenden und für die neuen Ideen zu gewinnen. Im Auslande freilich hatte sich längst ein Wechsel der Anschauungen vollzogen; auch dort, wo man die Anfänge der Revolution mit teilnehmender Begeisterung begrüßt hatte, war inzwischen die Überzeugung durchgedrungen, daß die von Paris ausgegangne Bewegung ihren anfänglichen Zielen untreu geworden und auf dem besten Wege sei, das Übel der Despotie durch das tausendmal schlimmere und widerlichere der Demagogie zu ersetzen.

Die Monarchen Europas, durch die Ereignisse des 20. und 21. Juni unsanft aus ihrem Schlummer aufgerüttelt, kamen langsam — ganz langsam — zu der Einsicht, daß das, was ihrem allerchristlichsten Bruder von Frankreich zugestoßen war, auch ihnen selbst einmal drohen könnte, wenn sie sich nicht bald entschlossen, einen kalten Wasserstrahl in den Pariser Feuerbrand zu senden. Und in der allgemeinen Not vergaßen sie ihre kleinen Zwistigkeiten und trafen Anstalten zu gemeinsamem Vorgehn. Sogar zwischen Preußen und Oesterreich wurde ein Bündnis vorbereitet, dessen Verwirklichung sich bei der grundsätzlichen Meinungsverschiedenheit der Monarchen über die zu gebrauchenden Mittel und bei der Schwerfälligkeit der beiderseitigen Kabinette freilich sehr verzögerte und in der schwächlichen Deklaration von Pillnitz zunächst seinen Abschluß fand. Am tatkräftigsten zeigte sich noch der König von Schweden: er erschien in eigener Person in Aachen, um mit dem nach Luxemburg geflüchteten General Bouillé einen Kriegsplan zu entwerfen.

In Frankreich war man für diese Vorgänge nicht blind. Man schrieb sie den Einwirkungen der Emigranten zu, obgleich diese an den Höfen keinen nennenswerten Einfluß hatten und überall mit Mißtrauen aufgenommen wurden. Ludwig der Sechzehnte selbst, in andern Dingen weniger scharfsichtig, sah nicht mit Unrecht in den Flüchtlingen und ihrem Verhalten eine ernstliche Gefahr für sich und seine Sache und bemühte sich — freilich erfolglos —, seine Brüder und ihren Anhang zur Rückkehr zu bewegen. Die Nationalversammlung ging gegen das „auswärtige Frankreich“ mit aller ihr zu Gebote stehenden Strenge vor, sie bedrohte alle Aristokraten, die bis zum 1. Januar des kommenden Jahres nicht zurückgekehrt sein würden, mit der Todesstrafe und stellte die Prinzen und ihre Ratgeber unter Anklage des Hochverrats.

Diese Maßnahmen steigerten den Haß und die Wut der Emigranten ins Ungemessene und führten sie zu einer Überschätzung ihrer politischen und militärischen Bedeutung. Seit der Graf von der Provence, der ältere der beiden Brüder des Königs, ebenfalls in Noblenz Aufenthalt genommen und den fremden Mächten gegenüber jede Regierungshandlung Ludwigs des Sechzehnten für unverbindlich erklärt hatte, war die kurfürstliche Residenz zu einem kleinen Versailles geworden. In demselben Maße, wie die Mittel der Prinzen zusammenschmolzen, vergrößerte

sich ihr Hofstaat und der Apparat, der die Bestimmung hatte, ihre geheiligten Personen und ihr kostbares Leben zu schützen. Der alte Korporal Koll, in dessen Händen bisher die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung gelegen hatte, mußte seine Autorität jetzt mit einem ganzen Aufgebot französischer Polizisten teilen. Die Folge davon war, daß er jetzt noch öfter als sonst ein Extraspezialchen austach, in den Kneipen und Tabagien „in der Bracke“ ausgiebig auf das ganze fremdländische „Saupack“ schimpfte und seinem Ärger gelegentlich mit dem Haselstocke Luft machte, wenn er, was freilich selten genug geschah, einen der jüngern Kavaliere dabei erwischte, wie er sein Reitpferd mitten durch die Beete des Hofgartens tummelte.

Ein Regent — denn als solcher wurde der Graf von der Provence nun von mehreren Höfen anerkannt —, ein Regent ohne Armee wäre undenkbar gewesen, und so begann man denn zu rüsten. Was den Kompagnien, die bei dieser seltsamen Mobilmachung die Regimenter ersetzen mußten, an Stärke, Disziplin und einheitlicher Organisation abging, ersetzten sie durch ihre Zahl, durch ihre Klang ihrer Namen und die Pracht der Uniformen. Da gab es vier Kompagnien königlicher Leibgarde, je eine Kompagnie Gardes de Monsieur, Gardes d'Ortois, Musketierte, leichte Reiter und Gendarmen, ferner die Kompagnie des heiligen Ludwig, die Karabiniers, die Dragoner de Monsieur, d'Ortois und d'Angoulême, die Ritter der Krone und endlich eine Reihe von Kompagnien, die sich aus dem Adel der einzelnen Provinzen rekrutierten. Der alte Marschall von Broglio übernahm in dieser lustigen Armee den Oberbefehl; alte Generale traten an die Spitze der Kompagnien, von denen übrigens manche nur auf dem Papier existierten. Man übte sich im Fechten, allerdings mehr mit dem Munde als mit den Waffen, man sparte für den bevorstehenden Feldzug, indem man nichts mehr bar bezahlte, und entschädigte sich im Voraus für die kommenden Strapazen, indem man die Freuden der Liebe, des Weines und der Tafel bis auf den letzten Rest auskostete. Über die Art, wie man die Rebellen im Vaterlande züchtigen wollte, war man nicht durchaus einig, aber soviel stand fest: wehe den Demokraten, wenn dieses Heer von betroffenen Knaben und besternten Greisen seinen Einzug in Paris hielt!

Die kriegerische Stimmung blieb nicht ohne Einfluß auf die äußern Umstände des Marquis von Marigny und seines Schwiegerjohns. Die Galadiverns, die Jagdfestlichkeiten und Maskenbälle, mit denen Clemens Wenzeslaus wohl oder übel seinen französischen Neffen die Langeweile vertreiben mußte, stellten immer höhere Ansprüche an die Kochkunst des alten Herrn, und da er es nicht verschmähte, sich seine wunderbaren Leistungen wie ein echter Künstler bezahlen zu lassen, so kam er gar nicht in die Lage, die Familienjuwelen verkaufen zu müssen. Im Gegenteil: er konnte nicht nur von seiner Hände Arbeit gemächlich leben, sondern erzielte noch ansehnliche Überschüsse. Wenn andre Sterbliche das Einstreichen des Honorars als den annehmlichsten Teil ihrer auf Erwerb gerichteten Tätigkeit betrachten, so war bei dem alten Aristokraten das Umgekehrte der Fall. Er kochte mit Begeisterung und nahm die Röllchen neugeprägter trierischer Gulden, die ihm die kurfürstliche Mundkuchentammer allmonatlich zweimal übermittelte, mit Widerstreben. Er vermittelte es sogar, das Geld beim Empfange mit der Hand zu berühren und hatte einen Modus des Einklassierens erfunden, der wesentlich zur Beruhigung seines aristokratischen Gewissens beitrug. Wenn der Kanzleidener mit dem Honorar in der Manfarde des „Englischen Grusses“ erschien — an solchen Tagen war der Marquis zufälligerweise stets zuhause! —, lag die fertig geschriebene Quittung nebst dem üblichen Gulden Douceur für den Boten schon auf dem Tische. Dann mußte der Beamte, einer genau getroffenen Verabredung gemäß, ohne Marigny zu grüßen oder auch nur von seiner Anwesenheit Notiz zu nehmen, die Geldrollen auf den Tisch legen und schweigend, wie er gekommen, mit Quittung und Douceur wieder verschwinden. War er fort, so erhob sich der Marquis, zog die Schieblade des Tisches auf und hob dieselbe selbst an der entgegengesetzten Seite mit einem kräftigen Ruck empor, daß die Rollen in die Schieblade hüpfen, die dann durch einen Stoß

mit dem Fuße zugeschoben wurde. Hatte das Geld eine Weile dort gelegen, so ließ es sich verwenden, ohne seinem Besitzer weiter Kopfschmerzen zu bereiten.

Wie aber die steigende Flut an der einen Küste des Ozeans Ebbe an der entgegengesetzten hinter sich läßt, so ging unter den Emigranten mit der gesteigerten Wertschätzung materieller Genüsse eine Abnahme des Interesses an den schönen Künsten Hand in Hand. Und in dem Maße, wie sich Marignys Schieblade füllte, leerte sich die seines Schwiegersohns. Wer hätte jetzt noch Lust und Geld gehabt, sich malen zu lassen! Jetzt, wo man gleichsam schon einen Fuß im Bügel hatte und nur auf das Signal wartete, den andern über die Kruppe zu schwingen!

Es ging Villeroi und seiner jungen Frau in der That schlecht genug, und hätte nicht gelegentlich ein Mitglied der Koblenzer Noblesse oder des Ratsstandes das Bedürfnis empfunden, die liebe Gattin zu ihrem Namensfeste mit seinem wohlgetroffenen Konterfei zu erfreuen, so würde das Paar die bitterste Not geklitten haben.

Marigny konnte dies nicht unbekannt bleiben. Die Leute, mit denen er im Klub zusammentraf, stellten sich zwar nach wie vor, als ob sie weder von seinen Einkünften aus der kurfürstlichen Küche noch von seiner Eigenschaft als Vater einer verleugneten Tochter etwas wüßten, unterließen es aber doch nicht, ihm in schonender Weise Andeutungen über die mißliche Lage zu machen, in die ein junger Standesgenosse, der sich bemühe, sich und seine Frau durch Porträtirten zu ernähren, geraten sei.

Wie zu erwarten stand, verklang dieser Appell an die väterlichen Gefühle des alten Herrn nicht wirkungslos. Er brachte Marguerite aufrichtiges Mitleid entgegen — daran vermochte auch die Tatsache nichts zu ändern, daß seine Eigenliebe über das Eintreffen des von ihm prophezeiten Glends eine gewisse Befriedigung empfand. Welcher Triumph für ihn, den so schnöde verlassenen Vater, daß er jetzt einspringen mußte, um das gestrandete Schifflein der törichten jungen Leute wieder flott zu machen!

Er leerte also seine Schieblade, machte aus den Rollen ein Paketchen, versenkte es in eine Tasche seines Rockes und begab sich in den Kurtrierischen Hof zum Besuche der Baronin von Gramont, von der er wußte, daß sie mit Marguerite noch in den engsten Beziehungen stand.

Frau von Gramont mochte ahnen, was das Erscheinen des Marquis zu bedeuten habe, aber sie gab sich den Anschein, als sei sie über den unerwarteten Besuch aufs höchste erstaunt. Sie weidete sich innerlich an seinen nicht gerade geschickten Bemühungen, in unauffälliger Weise das Gespräch auf den Gegenstand zu bringen, der ihm am Herzen lag. Sie kam ihm keineswegs hierbei entgegen, sondern entschlüpfte ihm, wenn er seinem Ziele nahe zu sein glaubte, gleichsam unter der Hand. Es reizte sie, den alten Herrn ein wenig zappeln zu lassen, ehe sie auf seine Absichten einging.

Endlich suchte er sich einen etwas gewaltsamen Ausweg. Indem er durch die Vorgnette ein Bildnis des Kurfürsten betrachtete, das über dem Kamin des Gasthofszimmers hing, sagte er: Ich kann so etwas nicht ansehen, ohne die lebhaftesten Gewissensbisse zu empfinden.

Sie Gewissensbisse, Marquis? Sie — der rechtschaffenste aller Männer? gab die Baronin zurück.

Ja, ich. Sehen Sie, Frau Baronin, ich komme mir immer wie ein Barbar vor. Ich habe nie etwas für die Kunst getan. Wenn die Maler keine bessern Kunden hätten als mich, so wären sie alle ohne Ausnahme längst verhungert.

Je nun — dafür werden Sie den Pastetenbäckern um so mehr zu verdienen gegeben haben.

Marigny tat als habe er diesen Einwand überhört.

Und ich glaube, fuhr er fort, Leute unsers Standes haben doch auch der Kunst gegenüber gewisse Verpflichtungen.

Sie beabsichtigen also, sich ein Kabinett zuzulegen? Wollen Sie hierzu nicht lieber eine günstigere Zeit abwarten?

Daran denke ich gar nicht. Ich meine vielmehr, es sei angebracht, gerade jetzt, wo die Kunst daniederliegt, irgend einen begabten Künstler zu unterstützen.

Ein Gedanke, der Ihrem Herzen Ehre macht!

Sehen Sie, weil ich mich auf solche Dinge wenig verstehe und die geringen Mittel, die mir zu einem solchen Zwecke zu Gebote stehn, an keinen unwürdigen verschwenden möchte, bitte ich Sie als eine Dame von Takt und Weltersahrung, mir in dieser Angelegenheit behilflich zu sein.

Recht gern. Aber ich fürchte, ich verstehe Sie noch nicht ganz. Gibt es Bedingungen, von deren Erfüllung Sie die Unterstützung abhängig zu machen wünschen?

Bedingungen? Nein! Das heißt, der Betreffende müßte natürlich Franzose sein.

Selbstverständlich. Das ist auch meine Ansicht.

Ferner müßte er von Adel sein.

Bedenken Sie, daß Maler von Adel selten sind.

Um so nötiger ist es, daß man sie nicht Hungers sterben läßt.

Da haben Sie Recht.

Drittens müßte er verheiratet sein.

Ist das unbedingt notwendig?

Ganz unbedingt. Bei unverheirateten Künstlern ist man nie sicher, ob sie das Geld auch auf eine würdige Art verzehren.

Sie bestehn also auf dieser Bedingung?

Gewiß. Ich lege sogar den allergrößten Wert darauf.

Gut denn! Bedenken Sie aber, daß durch eine derartige Einschränkung die ohnehin kleine Zahl der Kandidaten noch mehr zusammenschmilzt.

Tut nichts. Es kann ja doch nur ein einziger sein, der die Gabe empfängt.

Ich wüßte schon jemand, der eine Unterstützung gebrauchen könnte. Den Chevalier von Roquelaure. Er malt Kühe und Schafe —

Dann mag er zusehen, ob ihm die Kühe und Schafe eine Unterstützung zukommen lassen. Ich werde nur für einen Künstler etwas tun, der Menschen malt.

Es muß also ein Porträtmaler sein. Wie wäre es da mit Herrn von Larouffe, dem, der auf Wunsch des Herzogs von Orleans vom Könige nobilitiert wurde?

Larouffe — der drei Ellen Leinwand zu jedem Bilde braucht? Nein! Der Mann ist mir zu anmaßend. Drei Ellen! Als ob ein kleineres Format für sein Talent nicht ausreichte! Man muß nicht nur die Kunst, man muß auch die Bescheidenheit zu fördern suchen. Besser im Kleinen groß als im Großen klein! Mein persönlicher Geschmack würde einem Miniaturmaler den Vorzug geben.

Da käme freilich nur einer in Frage: ein gewisser Herr von Villeroi.

Ganz recht. Ich entsinne mich, den Namen schon gehört zu haben. Sie stehn mir dafür, daß er Talent hat?

Gewiß.

Und daß er verheiratet ist?

Auch dafür. Ich kann Ihnen zu Ihrer Beruhigung sogar mitteilen, daß ich seiner Trauung selbst beigewohnt habe.

Das genügt mir. Und da Sie mit ihm bekannt sind, darf ich Sie wohl bitten, ihm diese kleine Summe zu übermitteln?

Marigny griff in seine Tasche und brachte das Paketchen mit dem Gelde zum Vorschein.

Halt, Herr Marquis, sagte die Baronin, indem sie ihre Hand auf seinen Arm legte, so weit sind wir noch nicht. Sie wissen ja noch gar nicht, ob er geneigt ist, eine Unterstützung anzunehmen.

Ich dünkte, er sei in Not?

Gerade deshalb müssen wir doppelt behutsam vorgehn. Herr von Billoeroi ist ein Künstler, und Künstler haben ihren besondern Stolz, und sie sind am allerstolzesten, wenn sie hungern.

So wollen Sie erst bei ihm anfragen, ob er die Gnade haben will, mein Geschenk anzunehmen?

Allerdings. Und ich fürchte, die Antwort wird ablehnend ausfallen. Mein Mann hat in dieser Hinsicht schon üble Erfahrungen gemacht.

Der Marquis rümpfte die Nase, ließ sein Paketchen in die Tasche zurückgleiten und verabschiedete sich von Frau von Gramont in verdrießlicher Stimmung, nachdem er ihr das Versprechen abgenommen hatte, sie werde ihn von dem Ergebnis ihrer Mission benachrichtigen.

Das tat sie denn auch schon am nächsten Tage. Der Brief war nicht gerade erfreulich. Er sagte etwa folgendes: Herr und Frau von Billoeroi heißen für das ihnen zugedachte Almosen danken, seien aber nicht in der Lage, es annehmen zu können, da ihre Mittel ihnen erlaubten, auch ohne fremde Unterstützung zu leben.

Marigny war nicht der Mann, sich durch diese trotzigstolze Abfertigung in seinem Vorhate beirren zu lassen. Waren die eisernen Köpfe noch nicht weich geworden, so war es der Kopf von Stahl noch weniger. Und eines Morgens — es war gegen Ende des März — frisirierte und puderte er sich doppelt sorgfältig, legte einen Staatsrock aus dunkelblauem Sammet mit Krage und Aufschlägen in reicher Silberstickerei an und begab sich nach der Weisergasse, wo das Billoeroische Paar in einem bescheidenen Bürgerhause einige Kammern bewohnte.

Eine Frau, die gerade Küchenabfälle auf die Gasse warf, wies ihn zurecht. Er stieg langsam die sauber gescheuerte und mit weißem Sand bestreute Treppe hinauf und klopfte an die erste beste Tür.

Einen Augenblick blieb drinnen alles still, dann hörte er, wie eine weibliche Stimme — es war Marguerites Stimme! — rief: Henri, sei so gut und öffne du, ich bin dabei, die Rissen unzufüllen. Wenn ich jetzt aufstehe, fliegen mir die Federn davon. Und Henri, der ein gehorsamer Gatte zu sein schien, kam und tat, wie ihm geheßen war. Fast wäre er beim Anblick des unvermuteten Besuchers zurückgeprallt, aber dieser hatte offenbar nicht die Absicht, die peinliche Szene zu verlängern, sondern sagte, während er den Hut ein klein wenig küstete, mit dem gleichmütigsten Gesichte von der Welt: Verzeihn Sie, mein Herr — wohnt hier vielleicht Herr von Billoeroi, der Maler?

Der bin ich selbst, antwortete der Gefragte, der sogleich verstanden hatte, daß der Marquis als Fremder mit einem Fremden zu verhandeln wünschte. Womit kann ich Ihnen dienen?

Ich habe die Absicht, mich porträtieren zu lassen. Kann das bei Ihnen geschehn? Sie müssen wissen: ich närrischer Kanak fange auf meine alten Tage an, eitel zu werden.

Billoeroi führte den Besucher in ein Gelaß, das offenbar zugleich als Wohn- und Arbeitsraum diente. Er rückte einen Stuhl ans Fenster und ersuchte Marigny, sich niederzulassen.

In welcher Weise wünschen Sie gemalt zu werden? fragte er.

In der allerbesten. Natürlich Medaillonformat, aber sauberste Ausführung und dauerhafte Farben. Auf den Preis des Bildchens kommt mirs nicht an. Dafür wünsche ich aber auch etwas ganz Vorzügliches zu erhalten.

Ziehn Sie Pergament, Elfenbein oder Kupfer vor?

Kupfer ist wohl am dauerhaftesten?

Dhne Frage.

Aber Elfenbein ist wohl teurer?

Bei weitem. Ein Täfelchen Elfenbein wie dieses hier, gut poltert und ohne allzu deutliche Adern würde, so wie es da ist, sechs rheinische Gulden kosten.

Haben Sie keins von zehn Gulden?

Nein, dieses ist das Beste, das ich besitze.

Gut, so nehmen Sie das! Und wann können Sie mit dem Bilde beginnen?

Wann es Ihnen beliebt. Ich habe heute zufällig Zeit, und wenn Sie mir jetzt gleich die erste Sitzung gewähren würden, so könnten wir ohne Verzug anfangen.

Mit Vergnügen. Ich bin bereit. Kann ich so sitzen bleiben?

Lassen Sie mich einmal sehen! Willeroi betrachtete Marigny, als sei es das allererste mal, daß er den alten Herrn zu Gesicht bekommen habe. Er trat bald etwas vor, bald zurück, fixierte ihn von vorn und von der Seite, benutzte die hohle Hand als Perspektiv und sagte endlich: Sie können diese Stellung beibehalten. Ihr Kopf macht sich im Profil am besten.

Während Willeroi einen Bogen grobes Papier auf ein Reißbrett spannte und seine Stifte spitzte — er pflegte jedesmal zuerst eine Aufnahme in Lebensgröße zu machen und diese flüchtige aber meist sehr charakteristische Skizze dem Miniaturgemälde zu Grunde zu legen —, hatte der Marquis Zeit, sich in dem kleinen Gemache ein wenig umzusehen. Die Einrichtung war die allereinfachste. Ein Tisch, ein paar Mannheimer Stühle, ein Geschränkchen, das Henri's Malgerät barg, und darauf ein Korb mit Nähzeug — das war so ziemlich alles. An der Wand hing ein Bild, ein großes ungerahmtes Blatt, mit vier Nägeln an die blau getünchte Mauer befestigt: eine Ansicht des Schlosses zu Nigremont, wie sie Willeroi aus der Erinnerung entworfen haben mochte.

Dem alten Herrn wurde es beim Anblick dieses Bildes seltsam genug zu Mute, und mehr als einmal, wenn er in Gedanken verloren den Blick hinüberschweifen ließ, mußte Henri, der, das Reißbrett auf den Knien, vor ihm saß, die Worte an ihn richten: Bitte, den Kopf ein klein wenig mehr nach rechts!

Die erste Sitzung war bei der Schnelligkeit, mit der Willeroi den Stift handhabte, bald beendet, und Maler und Modell trennten sich mit derselben kühlen Förmlichkeit, die sie während ihres Beisammenseins beobachtet hatten. Marigny versprach, sich am übernächsten Tage wieder einzufinden.

Und pünktlich zur verabredeten Stunde stieg er wieder die sandbestreute Stiege empor. Hatte er bei seinem ersten Besuch in der Weisergasse die Hoffnung gehegt, er werde seine Tochter zu Gesicht bekommen, so rechnete er jetzt, da er zum zweitenmal an die Tür pochte, mit Bestimmtheit darauf, Marguerite werde ihm selbst öffnen. Sie mußte ja wissen, wer es war, der jetzt mit gleichmütigem Antlitz und klopfendem Herzen an der Schwelle ihres Heims stand, und der — ach, wie gern! — ein paar Jahre seines Lebens dafür hingegeben hätte, wenn er sie, seine verlorne und verleugnete Tochter — aber trotz allem seine Tochter! — noch ein einzigesmal hätte sehen dürfen. Drinnen ließen sich schlürfende Schritte vernehmen. Nein, das war nicht Marguerites leichter Fuß! Oder lasteten etwa Sorge und Not so schwer auf ihren jungen Schultern, daß sie sich müde und gebrochen und jener Anmut bar, die das väterliche Auge so oft entzückt hatte und in der Erinnerung noch heute entzückte, dahinschleppen mußte?

Eine grobknochige Frau von unbestimmbarem Alter tat ihm auf. Sie trug eine Schürze, die ihre Vorderseite vom Halse bis zu den Füßen vollständig verhüllte, und auf dem Kopfe eine gewaltige Flügelhaube, die einem Schmetterlinge gleich, der soeben seine Puppenhülle verlassen hat und nun die ersten ungeschickten Versuche macht, seine Schwingen zu gebrauchen. Überraschender noch als die Erscheinung dieser Frau war der Duft, der von ihr ausging: ein seltsames Gemisch von Kampher, Lavendel und Kamillen. Sie sah den Herrn an der Tür durch die runden Gläser ihrer Hornbrille prüfend an und stellte in einer Mundart, die er nicht verstand, eine Frage an ihn. Als er in deutscher Sprache, so gut er es vermochte, erklärte, er wüßte zu Herrn von Willeroi geführt zu werden, schien der Schmetterling aufstiegen zu wollen, so energisch wurde der Kopf geschüttelt, der ihm zum Sitze diente.

Jetzt kam noch ein zweites weibliches Wesen herbei, dasselbe, das den Marquis beim ersten Besuche hier draußen zurechtgewiesen hatte und wohl eine Hausgenossin oder Nachbarin des Villeroischen Paares war. Diese Frau schien Bescheid zu wissen, sie ließ Marigny in die Stube treten, bot ihm einen Stuhl an, den sie erst mit ihrer Schürze abwischte, und eilte dann weg, um Herrn von Villeroi zu holen.

Dem Besucher schien das Gemach noch dürrtiger und enger geworden zu sein. An der Wand, an der die Ansicht von Nigremont befestigt war, stand jetzt eine schmale, roh gezimmerte und grün angestrichne Bettstelle. Außer einem Strohsack, einem einzigen Kissen und einer groben Pferdedecke, die das Bett ausmachten, enthielt sie noch einen Mantelsack mit Wäsche und eine Anzahl Garderobestücke, die offenbar in großer Eile und ohne Rücksicht auf ihre Zusammengehörigkeit dort aufgestapelt worden waren.

Henri kam und machte sich nach kühler Begrüßung Marignys an die Arbeit. Er hatte inzwischen die Konturen des Bildnisses auf das Elfenbeintäfelchen übertragen, verglich die Zeichnung jetzt noch einmal mit der Natur, nahm kleine Verbesserungen vor und begann dann das Porträt mit spitzem Pinsel in Farben auszuführen. Aber es schien, als sei er heute nicht recht bei der Sache. Bald mußten die Farben verdünnt, bald wieder verdickt werden, bald bedurfte der Malgrund einer stärkern Politur, bald war er so glatt, daß die Farbe nicht haften wollte. Mehr als einmal sprang der Künstler von seinem Stuhle auf, eilte in das Nebenzimmer, wo man ununterbrochen das Zwiegespräch gedämpfter Frauenstimmen vernahm, und kehrte in gesteigerter Erregung zurück.

Auch diesmal vermieden es die beiden Männer, mehr als das Nötigste miteinander zu reden, obgleich wenigstens dem ältern von ihnen das Herz voll war von dem großen Ereignis des Tages: dem mörderischen Anfall auf den König von Schweden. Wenn Gustav der Dritte seiner Wunde erlag — und die Nachrichten aus Stockholm klangen hoffnungslos genug —, so hatte Ludwig der Sechzehnte, dem der Tod erst eben den kaiserlichen Schwager Leopold den Zweiten geraubt hatte, vielleicht den letzten, jedenfalls aber den eifrigsten seiner gekrönten Freunde verloren. Das waren trübe Aussichten für die royalistische Sache und ihre Anhänger!

Und wie der alte Aristokrat so dasaß, das Auge auf die mit Papier verklebte zerbrochne Scheibe eines ärmlichen deutschen Bürgerhauses gerichtet, schweiften seine Gedanken zu den Tuilleries hinüber, wo der König als Gefangener seines Volks lebte und gezwungen wurde, Minister zu empfangen, die sich herausnahmen, ohne Schnallen auf den Schuhen, ohne dreieckiges Hütchen und mit ungepudertem Haar vor ihm zu erscheinen. Aber das Schicksal, das in dieser Zeit ein besondres Wohlgefallen an Überraschungen zu haben schien, das über jeden sonnigen Augenblick die Schatten der Furcht und des Todes fallen ließ und wiederum in die finsterste Nacht des Kummers und der Verzweiflung einen Strahl des Humors sandte, hatte auch für den Marquis von Marigny etwas Unerwartetes in Bereitschaft.

Denn gerade, als es um die Mundwinkel des alten Herrn zu zucken begann, als eine Träne, die der greise Edelmann seinem unglücklichen Könige weihete, über die breite Wange rollte, ertönte im Nebenzimmer der langgezogene, schmerzzerfüllte Schrei eines dünnen, dünnen Stimmchens, eines Stimmchens, dem man, so ungeübt es auch noch im Ausdruck feinerer Gefühlsschattierungen sein mochte, doch deutlich genug anmerkte, daß sein Besitzer nicht gesonnen war, zu den ungewohnten Einwirkungen mancher für ihn neuer physischer Erscheinungen wie Luft, Licht und Kühle auch noch gewaltsame Beschränkungen seiner persönlichen Freiheit ohne entschlednen Protest hinzunehmen.

Und welchen Eindruck dieses Stimmchen machte! Auf Menschen, die das so energisch gegen die Übelstände dieser Welt protestierende Wesen noch nie gesehen oder gehört hatten — zu einer Zeit, wo die Stimme so manchen urteilsfähigen,

erfahrenen und redlichen Mannes unbeachtet verhalte! Zunächst auf Billevoi selbst. Es war, als habe die Schallwelle, die die winzige Lunge in Bewegung gesetzt hatte, zu seinem Ohr einen ganz besonders kurzen Weg gefunden, denn der Pinsel, der, getränkt mit der Farbe der Gesundheit, sich gerade die rundliche Wange des Miniaturporträts zum Tummelplatz ersehen hatte, entfiel der haltenden Hand um den Bruchteil einer Sekunde eher, als das Original des Porträts den ersten Ton vernahm.

Die beiden Männer sahen sich fest ins Auge. Sie mochten beide fühlen, daß die Scheidewand, die sie in ihrem kindischen Troß zwischen sich aufgerichtet hatten, zu schwanken und zu wanken begann wie die Mauern Jerichos beim ersten schrillen Ton der Drommeten, und daß es nur einer kleinen Nachhilfe von dieser oder jener Seite bedurfte, sie vollends zum Sturze zu bringen, aber sei es, daß jeder von ihnen erwartete, der andre würde den helfenden Stoß tun, sei es, daß die Erregung des Augenblicks allen beiden die Zunge lähmte — genug, die Scheidewand fiel nicht. Noch war freilich nichts verloren. Es gibt Mauern, die dem Wüten eines Orkans, dem Anprall einer Sturmflut anscheinend trefflich widerstanden haben, und die dann, vielleicht erst nach Wochen oder Monaten, eines schönen Tags ohne erkennbare Ursache in Trümmer sinken. Also abwarten!

Jetzt öffnete sich die Thür, und die grobknochige Frau erschien. Die Flügelhaube hatte sie offenbar bei ihrer anstrengenden Tätigkeit abgelegt gehabt und nun wieder aufzusetzen vergessen. Und das paßte zu der Situation, es sah aus, als habe sich der Schmetterling aufgemacht, um seinen kleinen Verwandten draußen in den Gärten und auf den Feldern, den Zitronenfaltern, Pfauenaugen und kleinen Füschen, zu verkünden, daß dieser erste warme Frühlingstag in dem düstern, bau-fälligen Hause der engen, schmutzigen Weisergasse eine junge Menschenknospe gezeitigt habe. Was jener Riesenschmetterling hätte tun müssen und wahrscheinlich auch getan haben würde, wenn er wirklich ein Schmetterling und nicht ein seelenloses Gebilde aus gesteihtem Leinen gewesen wäre, das tat die grobknochige Frau jetzt selbst, indem sie den Mund genau so unvermittelt, ruckweise und weit wie vorhin die Thür aufriß und mit einer Stimme, die dem Material und dem Gefüge ihres Knochengeriüsts entsprach, in die Stube rief: Monsieur, es ist ein Monsieur!

Für Billevoi gab es nun kein Halten mehr. Das Wort Monsieur, sonst ein hohler Schall, millionenmal an jedem Tage ausgesprochen und millionenmal überhört — hier war es zu einem inhaltsschweren Begriff geworden. Ein Sohn! Ein Enkel!

Ehe der Großvater noch die frohe Botschaft in ihrer ganzen Tragweite erfaßt hatte, war der Vater aufgesprungen und in die Wochenstube geeilt. Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre Marigny in der ersten Freude seines Herzens ihm dorthin gefolgt. Er stand schon mitten im Zimmer, seine Hand streckte sich nach der Thür-Linken aus — da türmte sich wieder die Scheidewand vor ihm auf, höher als je und so breit, daß er langsam vor ihr zurückwich, bis er den Stuhl erreichte, auf dem er zuvor gesessen und dessen Lehne ihm nun als Stütze dienen mußte. So fand ihn Billevoi, als er nach einigen Minuten zurückkehrte und mit ein paar kurzen Worten der Entschuldigung den Pinsel wieder aufhob. Auch jetzt noch hätte die Mauer stürzen können, aber der Marquis erwartete eine ausdrückliche Ankündigung des bedeutamen Ereignisses, und Henri, der annehmen zu dürfen glaubte, daß Marigny alles wisse, rechnete darauf, der beglückte Großvater werde den getränkten Schwiegervater niederzwingen und mit einer wenn auch noch kühlen Gratulation zugleich das erste Wort zu einer völligen Versöhnung aussprechen.

Da keins von beidem geschah, blieb die Mauer bestehn.

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Sieg der Sozialdemokratie in Sachsen. Mit fliegenden Fahnen ist der weitüberwiegende Teil der Reichstagswähler des Königreichs Sachsen in das Lager der Sozialdemokratie übergegangen. Von den 23 Reichstagsitzen des Landes hat sie in der Hauptwahl am 16. Juni schon 18, in der Stichwahl noch 4 erobert, also im ganzen 22, statt der bisherigen 12; nur der überwiegend ländliche und wendische Wahlkreis Bauzen ist von den „staatsverhaltenden,“ den „bürgerlichen“ Parteien behauptet worden, sonst sind diese überall völlig zusammengebrochen. Wäre die Entscheidung auch sonst im Reiche ähnlich ausgefallen, wäre die Zahl der sozialdemokratischen Stimmen und Sitze überall in demselben ungeheuerlichen Verhältnis gewachsen, wie in Sachsen, wo sie sich seit der letzten Reichstagswahl fast verdoppelt hat, so würde heute die Reichsregierung einem so gut wie völlig sozialdemokratischen Reichstage gegenüberstehn, worin nur noch ein paar schwache „bürgerliche“ Fraktionen vorhanden wären, und mit dem sie überhaupt nicht arbeiten könnte. Da liegt die Vermutung nahe, daß in Sachsen neben dem allgemeinen Anwachsen der städtisch-industriellen Bevölkerung, das doch hier keineswegs schwerer als anderwärts in die Waagschale fällt, und neben der Gedankenarmut der „bürgerlichen“ Parteien noch besondere Umstände mitgewirkt haben, eine weitverbreitete Unzufriedenheit und Verstimmung zu erregen, wie sie jetzt in dieser bisher unerhörten, nahezu vollständigen Eroberung eines Mittelstaats durch die Sozialdemokratie zum Ausdruck gekommen ist.

Über diese Gründe ist man in Sachsen selbst gar nicht im Zweifel; nur die landesübliche Leisetreterei, auch der liberalen Blätter, die zwar an preußischen Verhältnissen eine fortlaufende scharfe und oft ungerechte Kritik üben, aber sehr empfindlich werden, wenn eine preußische Zeitung an Sachsen etwas auszusetzen hat, hütet sich, das offen auszusprechen. Das erste ist das unglückliche Wahlgesetz von 1896, das die Arbeiterschaft vom sächsischen Landtage tatsächlich ausgeschlossen hat, das gemeinsame Angstprodukt der konservativen und der liberalen Partei, dessen aufreizende, erbitternde Wirkung sich natürlich erst allmählich fühlbar gemacht hat und deshalb bei der Reichstagswahl von 1898 noch nicht so stark hervorgetreten ist. Daraus ist in der zweiten Kammer eine konservativ-agrarische Zweidrittelmehrheit erwachsen, die den Landtag völlig beherrscht, die Liberalen zur Ohnmacht verdammt, jedes ihr genehme Gesetz durchbringen, jedes ihr unangenehme verhindern kann, und das in einem Lande, das kaum noch rein ackerbauende Bezirke hat, im deutschen Belgien! Zu welchen Ergebnissen diese konservative Parteiherrschaft und Parteiwirtschaft führen, das zeigen der mißliche Zustand der früher so blühenden sächsischen Finanzen, der Steuerzuschlag von 25 Prozent, eine Eisenbahnpolitik, die jedes Kirchturminteresse sorgfältig berücksichtigte, falls das ähnliche eines andern Wahlkreises auch befriedigt wurde, und den Zinsenertrag von Jahr zu Jahr herabdrückte, übertrieben kostspielige und teilweise ganz überflüssige Staatsbauten und dergleichen mehr. Die vom Landtag einmütig, ohne jeden Widerspruch bewilligte Erhöhung der Zivilliste mag sachlich an sich gerechtfertigt gewesen sein, aber sie hat, was man an maßgebender Stelle noch immer nicht einzusehen scheint, furchtbar böses Blut gemacht, weil sie mit der ersten Erhebung des Steuerzuschlags und mit der unwürdigen Beschneidung des dringend notwendigen, längst versprochenen Wohnungsgeldes für die Beamten zusammenfiel. Daß auch die geradezu unerhörten Versuche, größere Steuererträge herauszupressen, hier mitgewirkt haben, liegt auf der Hand.

Aber auch das sächsische liberale Bürgertum hat eine schwere materielle und moralische Schlappe in dem Leipziger Bankrath vom Juni 1901 erlitten, der Tausende und Abertausende aufs tiefste schädigte, mehrere Selbstmorde veranlaßte, vor allem die Fahrlässigkeit und den Leichtfinn der Leiter des Unternehmens, also einer Reihe von angesehenen Männern des höhern Leipziger Bürgerstandes, beschämend bloßstellte und nach der einfachen Empfindung des schlichten Mannes durch das juristisch natürlich unanfechtbare gerichtliche Urteil nur eine höchst ungenügende Sühne fand, etwa nach dem alten Sprichwort: „Die kleinen Diebe hängt man, die großen

läßt man laufen.“ Wie verwüstend dann endlich die traurige „Eheirung“ im sächsischen Königshause gewirkt hat, wie sie von der sozialdemokratischen Presse planvoll ausgebeutet, von der Klatschsucht, namentlich der Dresdner, widerwärtig breitgetreten wurde, das bedarf keiner weitem Ausführung.

Es ziemt sich nicht, diese Dinge zu verschweigen, es ziemt sich vielmehr, sie offen auszusprechen. Denn sie haben auch etwas Tröstliches. Bei weitem nicht alle die sozialdemokratischen Stimmen der Wahlen vom 16. und vom 25. Juni sind von Sozialdemokraten abgegeben worden, ein ansehnlicher Bruchteil rührt von solchen Wählern her, die ihrer Unzufriedenheit über sächsische Verhältnisse einen freilich recht unangemessenen und nachteiligen Ausdruck haben geben wollen. Diese Verhältnisse aber lassen sich ändern, wenn man nur den ehrlichen Willen dazu hat. Das freilich wird größtenteils von der in Sachsen jetzt herrschenden Partei abhängen. Je eher sie erkennt, daß sie eine kurzfristige und schädliche Politik verfolgt hat, desto besser für sie und für das Land. Aber ohne eine kräftige Initiative der Regierung wird das nicht gehn; Sachsen muß wirklich regiert, nicht nur verwaltet werden. Sonst wird das beschämende und niederdrückende Gefühl, daß es mit uns bergab geht, immer weiter um sich greifen.

Amerika. Vor einigen Wochen wurde in deutschen Zeitungen erwähnt, daß sich das in Newyork erscheinende Army and Navy Journal auch hier und da an der in den Vereinigten Staaten hervortretenden mißgünstigen Stimmung gegen Deutschland beteilige. Dafür dürften nachstehende Äußerungen des genannten Blattes aus den Monaten März und April Belege sein.

„Ein anonymes Schall schlägt vor, die Vereinigten Staaten sollten dem Deutschen Reiche als Gegengeschenk für die vom deutschen Kaiser ihnen angebotene Bildsäule Friedrichs des Großen eine Bildsäule von James Monroe schenken. Warum ist dieser Vorschlag nicht einer ernsten Betrachtung würdig? Friedrich der Große trat für den Grundsatz des Imperialismus ein, dem die gegenwärtige deutsche Regierung unbedingt ergeben ist, während Monroe für einen bestimmten amerikanischen Grundsatz eintrat, zu dem sich die gegenwärtige amerikanische Regierung nicht weniger entschlossen verpflichtet hat. Die Gegenwart der Bildsäule Friedrichs des Großen in Washington würde für die Vereinigten Staaten ein sichtbares Erinnerungszeichen des deutschen Grundsatzes sein, während das Vorhandensein von Monroes Bildsäule in Berlin eine ebenso zwingende Erinnerung an den amerikanischen Grundsatz für Deutschland sein würde. Laßt uns deshalb auf jeden Fall Bildsäulen austauschen. Es würde dies ein ganz schöner Handel sein.“

Unter der Überschrift *The Kaiser's Friendship* bringt eine andre Nummer des Army and Navy Journals eine längere vergleichende Betrachtung der amerikanischen und der deutschen Seemacht. Der Verfasser drückt darin die Hoffnung aus, daß nur ein edler Wettstreit zwischen beiden Seemächten bestehe, der niemals im Ernste ausgetragen werden würde. Dann aber wendet er sich zu der Beurteilung, die die bekannte Rede des Admirals Dewey, worin er die amerikanische Flotte so sehr lobt, im Auslande gefunden habe. Es sei diese Rede dem Admiral nicht zu verargen, denn wenn auch alle Verhältnisse der Flotten gleich wären, so sei doch der „Yankee“-Matrose in allen Eigenschaften, die für das Gefecht gefordert würden, ohne gleichen und allen andern Seeleuten überlegen, und dann, wenn es auch besser wäre, ein solches Lob von andern aussprechen zu lassen, so wäre es doch das „Privileg eines jeden Hahnes, auf seiner eignen Dungsstätte zu krähen!“ Der Verfasser fragt, ob die Amerikaner dieses Privileg nicht auch Deutschland zugestanden hätten? Warum sollte der Admiral aus Furcht vor Deutschland schweigen?

Aber „wir wollen nicht unedel sein,“ fährt der Verfasser fort. „Von wem könnten wir einen Tadel mit so viel Huld annehmen, als von unserm guten Freunde Deutschland, der uns so sichtbare Beweise in der Bildsäule Friedrichs und in dem Besuche eines Prinzen von der Falschheit des französischen Sprichwortes *le Prussien est essentiellement faux bonhomme* gegeben hat?“ In dieser, wie es scheint, spottenden Weise werden die Verhältnisse in der Manilabai, in St. Domingo,

in Venezuela angeführt als Beweise von dem Wohlwollen des deutschen Kaisers und von seiner Anerkennung der Monroelehre. Nach der Erwähnung früherer Aussprüche des Kaisers, wie: „Der Wille des Königs ist das höchste Gesetz“ usw., kommt der Verfasser zu dem Schlusse, daß der absolutistische Kaiser seine Hochachtung für die Amerikaner an den Tag gelegt habe, und daß ein Zweifel an der Aufrichtigkeit seiner Gesinnung für Amerika ein Majestätsverbrechen sei, das nicht verziehen werden könne.

Deshalb, meint der Verfasser, könne Amerika ruhig mit seinem Panamakanal und mit seinem Handel auf dem Stillen Ozean fortschreiten und seine Monroelehre anwenden und dabei der herzlichsten Wünsche seines guten Freundes Deutschland sicher sein.

Zum Schlusse versichert der Verfasser, daß wenn Amerika eine Flotte baue, so geschehe das keineswegs mit Mißtrauen gegen Deutschland. Amerika bereite sich überhaupt nur vor, daß es fechten könne, wenn es fechten müsse, um sich gegen ungerechte Angriffe zu wehren. Wenn deshalb seine Werften von dem Lärm fleißiger Arbeit bei dem Bau von Kriegsschiffen erdröhnten, so geschähe das und würde auch ferner geschehn, daß man auf alles gefaßt sei.

Dabei enthielt eine Reihe von Nummern des Scientific American ausführliche, illustrierte Darstellungen eines Seekriegsspiels. Gegner sind eine amerikanische und eine deutsche Kriegsslotte.

Zur Krisenlehre. R. E. May lehrt uns: Das Grundgesetz der Wirtschaftskrisen und ihr Vorbeugemittel im Zeitalter des Monopols (mit fünf Tabellen und einer Kurventafel; Berlin, Ferd. Dümmler, 1902). Sein Gesetz lautet: „Eine Wirtschaftskrisis muß allemal dann entstehen, wenn die Verkaufspreise aufhören, in fallender Richtung und (oder) die Löhne und Besoldungen aufhören, in steigender Richtung fortzuschreiten zusammen (eins ins andre gerechnet) in gleicher Geschwindigkeit mit der Produktivität der Arbeit.“ Nach einer Kritik der von andern vorgeschlagenen Vorbeuge- und Heilmittel (Schutzzölle, Steigerung des Exports, Beurteilung der überzähligen Arbeiter zum Hungertode), deren Unwirksamkeit er nachweist, findet er nur eins, das er für wirksam hält: der Unternehmergewinn müsse durch die Gesetzgebung begrenzt und auf sieben Prozent beschränkt werden; nicht jeder Unternehmergewinn, sondern nur der Gewinn der kartellierten Unternehmungen, die ein tatsächliches, die Konkurrenz ausschließendes Monopol errungen haben. May gibt eine Ursache der Krisen richtig an, aber ich leugne, daß sie die einzige sei. Auch wenn durch Beschneidung übergroßer Unternehmergewinne das Volkseinkommen gleichmäßiger verteilt und die Kaufkraft der Massen erhöht würde, könnten diese die bei fabelhafter Produktivität der Arbeit hergestellten Gewerbeerzeugnisse nicht aufnehmen, so lange der Prozentsatz der im Gewerbe beschäftigten steigt anstatt im Verhältnis zur steigenden Produktivität der Arbeit zu sinken oder wenigstens dem der Urproduzenten gleich zu bleiben. Auch die Kraft des Volksmagens, Kohle und Eisen in Gestalt von Panzerschiffen, überflüssigen Berg- und Straßenbahnen und Autos zu verdauen, hat ihre Grenzen. Die Milderung der steigenden Ungleichheit in der Einkommenverteilung genügt nicht, es muß auch die unnatürliche Verschiebung des Zahlenverhältnisses zwischen Industriearbeitern und landwirtschaftlichen Arbeitern rückläufig gemacht werden. Unter den Arbeitern verstehe ich die Arbeitenden, sodaß also die kleinen Besitzer, Handwerker und Bauern, bei der Zählung eingeschlossen werden müssen.

J.

Der Besen und die Bürste. Es gibt viele Dinge, die wie die Duzendmenschen gleichsam nur im Plural vorkommen. Namentlich die Kleinigkeiten, die Atome und die Insekten haben eine Tendenz, in Masse aufzutreten, ohne daß wir ihnen sie kaum beachten. Sie ersetzen durch ihre Menge, was ihnen an Größe abgeht. Infolgedessen sprechen wir von ihnen gar nicht anders als in der Mehrzahl — sie stieben wie Schneeflocken um uns herum, sie vermehren sich wie Sand am Meer. Alle Körner, die Staubkörner und die Samenkörner sind dazu Belege. Ein Hirsekorn hieß auf lateinisch Milium, daher sprechen die Ärzte noch heute von der Milariartuberkulose, indem sie die kleinen Knötchen mit Hirsekörnchen vergleichen. Die Alten glaubten, daß dieses Milium mit dem Zahlwort Mille zusammenhänge,

weil die Hirse gewissermaßen den Eindruck von Tausend mache. Die Tausendfrucht wäre dann ein Seitenstück zu den Tausendmann, den lateinischen *Militos*, die so hießen, weil jede *Tribus* ihrer tausend zu stellen hatte.

Solche Begriffe haben oft gar keinen Singular; sie bilden das, was die Grammatiker eine *Nur-Mehrzahl* nennen. Diese Tausende, diese Gemeinen, diese Vielzubielen sind die Leute — die unzählbaren Feiertage der Studenten: die Ferien — die Nickel, an denen wir Überfluß haben: die Moneten — und die ärgerlichen kleinen Ausgaben, die gar kein Ende nehmen, machen alle zusammen die Steuern, die Kosten aus. Wer wollte im Deutschen Reiche nur von Einer Steuer und von Einer Koste reden? — Man hat nichts als Kosten und Unkosten.

Wenn aber ein Singular da ist, so setzen wir ihn nicht, wenigstens nicht im Einzel Sinne, sondern die mikroskopischen Wesen haben das Eigentümliche, daß sie sich untereinander aufs Haar gleichen, daß sie gar nicht zu unterscheiden sind und eine gleichartige Masse bilden wie die Fischeter den Roggen. Und deshalb ist ein Individuum gut für die ganze Menge, wir brauchen nur ein einziges Exemplar namhaft zu machen, denn eins sieht aus wie das andre. Eben das Haar ist ein gutes Beispiel. Wir haben so viele Haare auf dem Kopfe, angeblich hunderttausend und in Kilometerlänge; sie sind, versichert das Evangelium, alle gezählt. Und doch sagen wir für alle zusammen nur das Haar; einer hat schwarzes, ein anderer rotes, ein dritter weißes Haar. Die Gelehrten helfen sich damit, daß Haar in diesem Falle ein Sammelwort sei; von solchen Sammelwörtern haben sie eine ganze Sammlung, das Laub, das Gras, das Holz, das Volk gehört dazu, letzteres im Englischen nur im Plural üblich (*poor folks, old folks, young folks*). Aber mit dem Sammelworte wird gar nichts erklärt; es sind überhaupt keine Sammelwörter, diese müßten, wie Gewürm oder Gemüse, mit der Vorsilbe *Ge-* anfangen, es sind einfache Singulare. Wie kommen sie denn nun dazu, die Mehrheit auszudrücken? Weil man, wenn man eins gesehen hat, die ganze Gattung kennt.

Zwei klassische Beispiele sind die Rute und der Besen.

Ich denke hier an die Rute, die hinter dem Spiegel steckt, und mit der die Kinder gezüchtigt werden, die auch der Knecht Ruprecht in der Hand hat. Jedermann erinnert sich aus seiner Kindheit, daß sie aus mehreren Ruten zusammengebunden und ein ganzes Bündel von Birkenreisern ist. Trotzdem ist die Rute ein Singular. Warum nur ein Singular? — Beim Besen läßt sich der Hergang noch genauer verfolgen.

Der Besen ist nämlich ebenfalls eine Rute; diese Bedeutung, im Mittelalter die stehende, lebt noch in der Zusammensetzung *Staupbesen* fort. Du solt wesen unter deines Mannes Besen! — spricht Gott der Herr zu Eva; das wird der jungen Frau noch heute bei der Trauung vom Geistlichen vorgehalten. Sie soll ihrem Mann untertan sein. Aber wie die Rute, so ist der Besen vervielfältigt und gebunden, ja sogar an einem hölzernen Stiele befestigt worden; das Mädchen führt ihn, um die Stube damit zu kehren. Es sind von Rechts wegen mehrere Besen; es sind Besemen. Wer besünne sich nicht auf die Stelle im Evangelium, wo der unsaubre Geist zurückkommt und findet das Haus mit Besemen gekehret und geschmückt? — Diese Reminiszenz findet sich noch bei Goethe. Man muß nämlich wissen, daß der Besen ursprünglich der Besem hieß, wie der Faden: *Fadem* oder wie das französische *rien*: *Rem* im Lateinischen. Besem wieder hieß eigentlich: Beseme; dieses bildete den Plural Besemen, wie *Vote* den Plural *Voten*. Wir aber kennen keine Besemen mehr, sondern nur noch einen Besen, gerade so wie die Italiener keine *Scopae* mehr haben, sondern nur noch eine *Scopa*. *Scopa* war das alte lateinische Wort für eine Rute.

Umgekehrt, wir setzen die Haare und die Ruten auch, wie es sich gebührt, im Plural, machen aber von neuem einen Singular daraus, sodaß der Plural verkappt und ignoriert wird und nicht zu seinem Rechte kommt. Ein klassisches Beispiel dieser Plural-Singulare haben wir in der Bürste.

Es ist ja eigentlich nicht recht logisch und geschieht nur der Kürze halber, die vielen Haare als das Haar und ein ganzes Rutenbündel als eine einzige Rute zu

behandeln. Gegenstände, die in großer Menge vorhanden sind, fordern natürlich die Mehrzahl, der Singular erscheint wie eine Art Abstraktion, die gar nicht am Plage ist. Die Gräten sind gewissermaßen früher da als die einzelne Gräte, erst sieht man den Wald von Haaren und dann erst jedes Härchen, in der Anschauung und in der Sprache geht hier der Plural dem Singular voraus. Bei den Feld- oder den Baumsfrüchten ist es gerade so — wir kennen eigentlich nur die Äpfel und nicht den Apfel, weil in der Markthalle ganze Körbe voll Äpfel stehen, und weil man fast nie einen einzigen Apfel kauft; weil es Äppeläppeläppeläppel! in die Höfe hineinruft gleich einem Trommelwirbel. Es ist bemerkenswert, daß das Volk in vielen Gegenden geradezu Äpfel als einen Singular behandelt und mit Umlaut: der Äpfel sagt.

Daher eine Birne. Bei den Birnen ist nämlich der Singular vollständig abgekommen und der Plural versteckt dafür eingetreten. Eigentlich trägt der Birnbaum Biren und die Obsthökerin hat Biren; am Rhein, am Taunus sprechen sie noch ganz regelmäßig von den Biren und sogar von den Grumbiren oder den Grundbiren, das heißt von den Erdbirnen oder den Kartoffeln, ein Wort, das bis nach Amerika gedrungen ist. Eben daher stammt der Familienname Bierbaum, über den sich vielleicht schon mancher gewundert hat. Der Bierbaum ist der Birnbaum. Wer einmal in Bad Soden gewesen ist, der hat viele Bierbäume gesehen.

Man merkt, daß in der Birne das n zu viel, und daß es ein Zeichen des Plurals ist: Birne klingt wie Nierne. Die Biren oder Bieren waren ursprünglich die Aendeutschung eines lateinischen Plurals, des Plurals Pira. Die lateinischen Pira haben sich im Munde des Volks in Biren oder Biren verwandelt, wie die Pruna in Pflaumen oder wie die Cerasa in Pirschen. Alle unsre Obstarten stammen bekanntlich aus Italien. Die Obstfrau hatte also Biren, oder kürzer: sie hatte gute Birn. Nun vergaß sie ganz, daß Birn eine Mehrzahl war. Sie hielt die Birn für einen Singular und für ein Wort wie Dirn. Und so wurde schließlich aus den Birn: die Birne, mit dem Plural: die Birnen.

Dieser Vorgang wiederholt sich häufig, auch bei rein deutschen Worten. Wir haben vorhin die Gräten erwähnt: dies ist der Plural von Gräte, Gräte selbst aber schon ein Plural, nämlich der Plural von Grat. Wollen wir nun die Probe auf Bürste machen? — Bürste ist ein Plural wie Würste, nämlich der Plural von Wurst; dies eine Nebenform von Vorst, das in der Mehrzahl Vorste lautete, wie das Wort: die Worte. Der Plural die Bürste erlangte die Geltung eines Singulars, und so entstand der Begriff einer Bürste, der gar nichts weiter als die Vorsten besagen will. Das französische Brosso steht für Broste, und diese verhält sich zu unsrer Vorste wie Bronn zu Born; Brosso lebt wieder in England als Brush fort. Alle diese Begriffe hängen mit den Schweinsborsten zusammen, aus denen die Bürste gebunden wird.

Ein Müllerbursche aus Todtnau im badischen Schwarzwald, namens Leodegar Thoma, soll um das Jahr 1770 auf den Gedanken gekommen sein, ein Brettchen an verschiedenen Stellen zu durchbohren und in den Löchern Schweinsborsten mit Hilfe von Pflöcken zu befestigen, um sich das Zusammenkehren des Staubmehls zu erleichtern.\*) Allmählich begann er gewerbmäßig Bürsten zu binden und in der Umgebung zu verkaufen, und das wäre der Anfang einer Hausindustrie gewesen, die in Todtnau und am ganzen Südabhange des Feldbergs jetzt noch blüht. Es ist bemerkenswert, daß die Bürste als deutsche Erfindung, im Gegensatz zu dem lateinischen Pinsel, einen echt deutschen Namen führt, ob sie gleich nur einen vielsachen, in Holz gefaßten Pinjel darstellt. Die Alten hatten keine Bürsten, sondern nur Pinjel (Penicillos) und Besen (Scopas).

\*) Anmerkung der Redaktion. Die Erfindung der Bürste fällt unsers Erachtens in eine noch frühere Zeit. Auf dem Bildnis des Johannes Schefler (Angelus Silesius) als Hausierer in der gegen ihn gerichteten Schmähschrift „Wohlerdientes Kapitel usw.“ vom Jahre 1664 trägt der Dargestellte in der linken Hand außer andern Dingen eine deutlich erkennbare Bürste. Vgl. Könnede, Bilderatlas. 2. Aufl. S. 185.

Die Bürste ist also gleichsam ein künstliches Vorstentier, ein wunderbares Holz, auf dem Haare wachsen, wie es einmal ein Negerkönig aufzufassen beliebte. Graf Brazza, der bekannte Afrikareisende, wurde eines Tages von zwei schwarzen Majestäten, Bruder und Schwester, beehrt, die seine europäische Reiseausrüstung einer eingehenden Prüfung unterwarfen. Besonders fiel ihnen eine kleine Kleiderbürste auf; die konnten sie nicht genug bewundern. Als die Deutschen fort waren, sah Brazza nach, ob er noch alles habe; siehe da, es fehlte die Kleiderbürste. Der Graf beschwerte sich beim König, der lächelnd erwiderte: Es tut mir leid; wie kann man aber auch so unvorsichtig sein, so etwas herumliegen zu lassen, ein Stück Holz, aus dem Haare herauswachsen! Selber schuld, mein Teurer!

Daraus folgt, daß es eine Bürste ohne Vorsten eigentlich nicht gibt, sowenig wie einen Besen ohne Ruten. Haare möchten meinetwegen noch hingehn, zwischen Haaren und Vorsten ist ja kein großer Unterschied; wart, ich nehm dich bei der Bürsten und schüttle dir die Zeitigen! — sagt der Bayer, wenn er es mit einem gut meint; beim Friseur kann man sich den Bart en brosse schneiden lassen, wie der ältere Brutus im kapitolinischen Museum. Und so kann ich mir allenfalls auch eine Dachshaarbürste, eine Ziegenhaarbürste denken. Aber vegetabilische Fasern, Draht! Welch ein Unding, ein Vorstentier, auf dem Gras wächst!

Unter den vegetabilischen Bürsten steht die Affengrasbürste obenan. Das Affengras ist die grobe, schwarze Piaffavafaser, die von den Blattstielen einer brasilianischen Palme gewonnen wird. Vor ein paar Jahrzehnten entdeckte die Piaffava ein Bürstenfabrikant in Liverpool, und zwar an einem brasilianischen Schiffe, das zum Schutze gegen die Reibung an den Ufermauern einen Gürtel von Piaffavagrass erhalten hatte. Der Gürtel war ans Ufer geworfen worden. In Italien benutzt man die Rispen der Mohrenhirse, die man hier Saggina nennt, zur Herstellung von Bürsten und Besen; zu Scheuerbürsten wird Reisstroh und selbst gemeines Stroh genommen. Sogar Zahnbürsten wachsen auf dem Felde; in Ostindien haben sie den sogenannten Zahnbürstenbaum, aus der Familie der Loniceren, dessen Wurzeln allgemein als Zahnbürsten gebraucht werden. Die Italiener benutzen zu demselben Zweck die Altheewurzel. Alles Bürsten, die keine richtigen Bürsten sind.

Umgekehrt gibt es aber auch Besen, die keine richtigen Besen sind. Der Besen muß im Gegensatz zur Bürste vegetabilisch sein; bei uns nimmt man gewöhnlich Birkenreisler, im Süden hat man bestimmte Besenkräuter, Besensträucher und Besenginster. Es werden aber auch Besen aus Schweinsborsten hergestellt. Man nennt sie dann Borstbesen oder Borstwische und setzt sie den Reissbesen entgegen. Die Rehrenlen in Rom liefert der Mäusedorn, die Schrubber das Schwein.

Beide Gerätschaften kann man so wie so nicht recht auseinanderhalten, weil sie zum Teil ganz dieselbe Berrichtung haben; denn man braucht auch Bürsten, um die Straßen und das Parkett zu reinigen, und Besen, um die Kleider abzustäuben. Nun werden sie außerdem noch aus demselben Stoff gebunden. Nur der Kenner sieht in Bürste den Plural, der zum Singular geworden ist; in Besen den Singular, der einen Plural vorstellt. Und dabei kommt ihm die äußere Form zu Hilfe, die ebenfalls beidemal charakteristisch ist: den Besen kennzeichnet der Stiel; die Bürste das Bürstenholz. Der Stiel ist eine Einheit, die der Bürste abgeht; sowie man an der Bürste einen langen Stiel befestigt, wird ein Borstbesen daraus. Verlangst du nicht nach einem Besenstiele? — sagte der Geist auf dem Feldberg zur Bürste. Goethe hat diese Worte dem Mephistopheles in den Mund gelegt.

Rudolf Kleinpaul

